

Frank Keil

Die Söhne des Bäckers

Die 1970er-Jahre wirken von heute aus gesehen wie eine harmlose Zeit: mit komischer Musik, seltsamen Frisuren, unförmiger Kleidung. Die Repressionen, denen Jugendliche damals ausgesetzt waren, sind dagegen weitgehend in Vergessenheit geraten.

Die beiden kennen das Haus. Das Haus, das ein Heim beherbergt. Sie standen schon davor; letztes Weihnachten erst, als sie den übrig gebliebenen Kuchen ablieferten. An der Pforte hatten sie ihn abgegeben, den Kuchen. Und dafür eine Zigarre entgegengenommen, vom Heimleiter, auch wenn ihr Vater, der Bäcker, der den Kuchen spendete, der sich nicht mehr verkaufen ließ, gar nicht rauchte. Aber das erzählten sie nicht, so wie sie auch nicht fragten, was das für ein Heim sei und wie es einem dort ergehe und wie man in dieses Heim überhaupt komme, das »Gnadenhof« heißt; besser nicht fragen, weil Fragen Wissen bedeuten kann. Edgar und Roman, die beiden Brüder, die Söhne des Bäckers ... wir sind auf Seite 253 angekommen. Alles, was wir zuvor gelesen haben, war

Vorspiel, einerseits. Ist die Vorgeschichte einer nun offen ausbrechenden Katastrophe. Die andererseits notwendig zu erzählen ist, um zu verstehen, was auf den nun folgenden etwas mehr als 100 Seiten geschieht.

Denn sie sind anfangs eine ganz normale Familie. Im Großen und Ganzen jedenfalls, in einem kleinen Ort, im Rheinland. Vater, Mutter, zwei Kinder. Eine Großmutter noch dazu, ein Vetter der Großmutter, der in der väterlichen Backstube arbeitet und hilft, dann noch die Großtante Mia; die etwas anders ist, sehr eigen sozusagen, die für ihr Leben gern strickt, alles einstrickt, wirklich alles, sitzend unter einer Marienfigur. Die Mutter hat eine Art Kiosk, einen Lottoladen, auch sie arbeitet viel, und sie arbeitet gern. Es ist das Jahr 1971, als wir dazu kommen.

Ob es zwischen den Eltern die große Liebe ist, eher nicht. Vielleicht war sie es mal. Vielleicht haben sich die beiden durchaus mehr erhofft voneinander. Nun sind sie eine ganz normale, *eine klassische Familie*, in einer Zeit – ich erinnere das, es ist eine prägende Erinnerung –, als in den Nach-



Willi Achten

Die wir liebten

München: Piper 2020

384 Seiten | 22,00 Euro | ISBN: 978-3-492-05994-7 | [mehr Infos und Leseprobe](#)



© Andre Schütt | photocase.de

richten die Zahl der unehelichen Kinder vermeldet wurde, die stieg und stieg. Und entsprechend kommt alles ins Rutschen, als der Vater auf dem Dorffest mit der Tierärztin tanzt, zu *Procol Harum*, zu »A Whiter Shade of Pale«. Und sich dann mit ihr trifft. Und dann das erste Mal nachts nicht nach Hause kommt. Sondern woanders ist, wo er bleibt. Nicht gleich, aber bald.

Die beiden Jungs ahnen, was nun passieren wird. Auch wenn sie das Gegenteil hoffen. Und der Vater ist ja morgens da, steht in der Backstube; wann immer es möglich ist, helfen ihm die Söhne, springen ein, vielleicht kann das das Schlimmste verhindern. Und noch ist der Vater ja da, noch hören sie mit ihm gemeinsam Radio, wenn Fußball ist, bis die Ergebnisse feststehen. Über das, was geschieht, mit ihnen, im Einzelnen wie mit allen zusammen, wird nicht gesprochen. Es wird gehofft. Und das ist nicht genug; es ist bei weitem nicht genug.

Denn sie alle sind nicht allein auf der Welt. Es gibt den Dorfpolizisten, der schon *vorher* Dorfpolizist war und dem entsprechend eine gnadenlose Brutalität eigen ist. Und es gibt die Fürsorgerin, die die zerbrechende Familie nicht aus ihrem Blick lässt und die nur darauf wartet, dass sie

einschreiten kann; aus eigenem Antrieb heraus wie *von Amts wegen*. Aber erst mal nimmt sie sich Mia vor, die zurückgebliebene Großtante, das schwächste Glied in einer sich auflösenden Kette, um die sich der Staat doch zu kümmern hat. Und dann ist es soweit und Edgar und Roman können nicht mehr entkommen.

Willi Achten erzählt das so kraftvoll wie schonungslos. Er verfügt über einen realitätssicheren und wahrhaft packenden Erzählstil, dass man zuweilen kaum weiterlesen mag, weil man das fürchtet, was auf den nächsten Seiten passieren wird und das passiert dann auch. Er holt uns in eine Welt zurück, die – historisch gesehen – so lange her nicht ist und auf die oft genug nur verklärend geschaut wird, weil es damals besonders schaurige Popmusik gab und die regierenden Männer unförmige, schwarze und schwere Schuhe trugen und sich das dünne Haar mit Birkenwasser tränkten, ach, ist das lange her, so gefühlt, und was war das seltsam.

Was Willi Achten uns mit seiner eigentlich ganz klassischen Familiengeschichte dagegen nahe bringt, ist ein zuweilen fast körperlich zu fassendes Erschrecken über die Erziehungswelt der 1970er-Jahre; von prügeln den Lehrern bis na-

hezu allmächtigen Fürsorgerinnen, flankiert von oft hilflosen Erwachsenen, die gerade anfangen, sich zu erproben an der Gestaltung von Lebensentwürfen in der sich vorsichtig ausbreitenden Liberalität.

Und so ist der zweite Teil des Romans nichts Geringeres als eine geradezu apokalyptische Reise in die Abgründe der westdeutschen Heimerziehung, die fast lückenlos und nahezu ungebremst, weil auch personell gestützt, auf die Ideale und Abläufe der Nazizeit aufbaute und die sich jahrzehntelang ungeprüft und unhinterfragt austoben konnte, auch weil sie Gesetz war und niemand in die Speichen griff. Und die so spät in Frage gestellt wurde und die noch später endete, nach der so genannten Heimkampagne kritischer Pädagogikstudenten, bei der nicht zuletzt eine gewisse [Ulrike Meinhof](#) eine nicht unwichtige Rolle spielte.

Dieser Zeit und besonders ihren Opfern hat Willi Achten mit seinem Roman ein überaus lesenswertes Dokument überlassen.

Mir fiel während der Lektüre immer wieder Otto Behnck ein, [ein Aktivist der Heimkinderbewegung, den ich mal porträtiert habe](#) und der mit seinen Erinnerungen klar machte, wie vorsichtig man generell mit Erziehungsinstitutionen umgehen muss, die, weil sie oft im Nichtsichtbaren agieren, eine schnell übersehene Macht haben.

Auch seine Geschichte spielte sich Anfang der 1970er-Jahren ab. Er war damals ein entsprechend junger Mann, angemessen renitent, der sich von seinem Vater nichts mehr sagen lassen wollte, wie es sich heute gehört. Und er trampelte einfach los, mit einem Freund, per Autostopp ging es durch Dänemark, es war Sommer, was will man da zuhause sein. Und sein Vater – alarmierte die Fürsorge, wie man das Jugendamt eben damals nannte, weil er es nicht verwunden konnte, dass seine väterliche

Autorität oder was er dafür hielt, ihre Kraft eingebüßt hatte. Und als sich der Sohn nach seiner Dänemarktour wieder daheim blicken ließ, rief der Vater die Fürsorge an und die kam flugs und nahm ihn mit. Und der widerspenstige Sohn bekam nicht nur einen Mordsschrecken (der ihn *läutern* sollte, das war die väterliche Idee), sondern er landete im Landesfürsorgeheim Glückstadt an der Elbe, eines der schlimmsten Jugendheime seiner Zeit; Lager auch in der Nazizeit, eines der ersten, so genannten wilden KZs, und Behnck erzählte mir damals von den kratzigen Decken, in denen *die Zöglinge* schlafen mussten, mit dem eingewebten Hakenkreuz.

Und sein Vater? Der war erst verblüfft, dann irritiert, bald aber tief geschockt, dass er seinen Sohn, der nun amtlicherseits ein asoziales, einzusperrendes Wesen geworden war, nicht einfach wieder abholen konnte. Erst als er einen Anwalt einschaltete, gelang es diesem schließlich, dass sein Sohn wieder frei kam. Immerhin, aber das Verhältnis zwischen den beiden wurde nie wieder gut, wie auch. //

»Am Abend suchten wir Vater. Er war den ganzen Tag nicht in der Bäckerei erschienen. Als er zur Radio-Übertragung des Spiels unserer Borussia gegen Rot-Weiß-Oberhausen nicht auftauchte, fuhren wir mit unseren Rädern los. Mutter war schon beschwipst zu Bett gegangen, und Leonhard und Großmutter hatten am Küchentisch einen Brief an die Anstaltsleitung aufgesetzt, wann und ob Mia denn zu besuchen sei. Mit brütenden Köpfen saßen sie über dem Papier, un gelenk ihre Schrift, un gelenk ihre Worte, denen man ansah, dass sie nicht aufs Papier wollten, dass sie scheu und unerprobt waren.

Wir fuhren die Straße entlang, die unser Dorf durchschnitt, eine Bundesstraße, die am Abend noch meine Ohren quälte, so zahlreich waren die Autos und Laster. Wir schauten auf jeden Wagen, versuchten, Vaters Wagen in der Kolonne zu entdecken. Wir passierten die Vorgärten, die baumlose Chaussee, fuhren die Parkreihen vor der Apotheke und vor Mutters Lottoladen ab. Wir mussten etwas tun. Dass er nachts wegblieb, war das eine, dass er nicht zur Arbeit kam, etwas anderes, was zuvor nur ein einziges Mal geschehen, nach dem ersten Besuch der Schneidewind.«

Willi Achten

**Autor***Frank Keil*

liest und schreibt gern und viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Moderator. Von Hamburg aus ist er unterwegs und recherchiert und verfasst Reportagen, Porträts, Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. Zudem ist er noch Redaktor der deutsch-schweizer Produktion »ERNST – das Gesellschaftsmagazin für den Mann«.

✉ keilbuero@t-online.de

🌐 <http://keilbuero.de/>

Redaktion

Alexander Bentheim (V.i.S.d.P)

✉ Postfach 65 81 20, 22374 Hamburg

☎ 040. 38 19 07

📄 040. 38 19 07

✉ redaktion@maennerwege.de

🌐 www.maennerwege.de | www.facebook.com/maennerwege

Links

Im Text **blaufarbige Begriffe** sind interaktive Verweise auf weiterführende Informationen.

Zitiervorschlag

Keil, Frank (2020): Die Söhne des Bäckers. Willi Achten's »Die wir liebten« (München 2020, Rezension). maennerwege.de, April 2020.

Keywords

Rheinland, Familie, NS-Zeit, Kinderheim, Fußball, Scheidung, Bäckerei, Jugend, Heim-Kampagne, Pubertät

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.